

DAS MEER DAZWISCHEN

Text: Andrea Walter Illustration: Olaf Hajek

Vor uns liegt eine Sammlung besonderer Fundstücke: Liebesbriefe berühmter Menschen und gänzlich Unbekannter, Notizen von Jungen wie von Älteren, von Hoffnungsfrohen wie von solchen, die mit dem Tod rangen. Was diese Briefe aus dem 18. bis 20. Jahrhundert eint, ist, dass sie von Gefühlen handeln und übers Meer verschickt wurden (oder werden sollten) – von Schiffen, Inseln, aus Polarregionen. Manche der Briefe kamen niemals an. Wie sollen wir sie lesen? Was ist in ihnen zu finden?

DER MENSCH IST SCHON EIN eigenartiges Wesen: Er lacht und liebt und weint und sehnt, und wenn ihm das Herz übersprudelt oder er einsam ist, fängt er an zu schreiben, Seite um Seite, seine Hände und sein Herz ausstreckend, in Tinte, Buchstaben, Zeilen, Gedanken. Und ist er damit fertig, sehnt er sich wieder und bangt und hofft – darauf, bald eine Antwort zu bekommen.

Der Philosoph Günther Anders schrieb einmal: „Fände ein Wesen nach dem Untergange der Menschheit kein einziges Werkzeug, keine Vasenscherbe, keinen Religionsrest und nichts, was von Satzungen meldete – ein einziger mumifizierter Liebesbrief, und wäre er noch so banal, würde ihn zwingen, uns als einem Sonderwesen, als *animal amans*, eine eigene Nische anzuweisen.“ Was Anders nicht erwähnte: dass dieses *liebende Wesen* auch auf dem Meer unterwegs war (und ist). Es hat dort längst ein unsichtbares Netz ausgeworfen, das alle Ozeane, alle Meere und Kanäle umspannt, das bis zu fernen Inseln reicht und in abgelegene Häfen, ja sogar bis hinein ins ewige Eis.

Es ist aus feinsten Fäden gewoben. Manche von ihnen funkeln und leuchten, andere sind zart und zerbrechlich, wieder andere eitel und stolz; und manche knüpfen so starke Bande, dass nichts sie zu trennen vermag. Die Fäden sind aus Hoffnungen geflochten, aus Träumen, Sorgen, Sehnsüchten, Wünschen, vor allem aber bestehen sie aus Geschichten. Es sind Versuche, die Abwesenheit des anderen, die Distanz mit Briefen zu überwinden. Und

welche Distanz könnte größer sein als ein Ozean, zumal vom 18. bis ins 20. Jahrhundert hinein? Was macht also Liebesbriefe aus, die übers Meer und damit über weite Distanzen verschickt wurden? Wirkt das Meer, das wie die Liebe eine Macht und ein ewiges Mysterium ist, als ein Verstärker von Gefühlen?

Darüber lässt sich nur rätseln. Schließlich wissen wir nicht, wie die Menschen geschrieben hätten, wären sie an Land geblieben. Was wir aber getrost feststellen dürfen, ist: In Zeiten, in denen Briefe übers Meer noch Wochen oder Monate brauchten, um anzukommen, in denen es keine oder kaum Alternativen gab, sich sonst zu erreichen, in denen Briefe und Liebste auch verschollen blieben, weil sie zusammen mit Schiffen versanken, in solchen Zeiten taten sich weite Räume auf, die jene Liebenden zu füllen hatten. Denn was sonst soll man tun, ist der andere fern, als schreibend gemeinsame Welten zu erschaffen, die zusammenschweißen, während die Realität trennt?

So betrachtet, sind manche der Liebesbriefe, die auf den folgenden Seiten zu lesen sind, nicht nur Brückenschläge zum anderen, nicht nur zärtliche Zeilen oder Eigenwerbung in Anbahnungszeiten, sondern zugleich Rebellionen. Das Aufbäumen gegen sämtliche Gefahren, den anderen zu verlieren. Deshalb schrieben manche Liebende weiter, selbst wenn keine Antwort mehr kam. Darunter Emma DeLong, die Frau des Polarforschers George DeLong, der im Juli 1879 auf der „Jeannette“ in die brachiale Kälte der Ark-

tis aufbrach, in der irren Hoffnung, am Nordpol ein offenes Polarmeer zu entdecken, das es nicht gab. „Briefe ins Nichts“ nannte Emma DeLong ihre Versuche, daran zu glauben, dass ihr Gatte noch lebte.

Es dürfte wenig Menschen geben, die mehr Notizen der Verbundenheit gelesen haben als Eva Wyss. Sie ist Professorin für Sprachwissenschaft an der Universität Koblenz und Briefforscherin. Seit 1997 sammelt sie Liebesbriefe und führt heute ein Archiv mit über 20 000 Exemplaren. Wie arbeitet sie? Wonach schaut sie?

Erst prüfe sie, ob die Dokumente echt seien, ob sich die Autorenschaft bestätigen lasse, so die Philologin. Ist dem so, recherchiert sie weiter und fragt sich: In welchem Kontext wurden die Briefe geschrieben? In welcher historischen, welcher Weltsituation? Was war die gesellschaftliche, was die persönliche Situation der Schreibenden und der Adressaten? Was waren es für Persönlichkeiten?

Was die Forscherin antreibt, ist der Wunsch, so viele Bezüge wie möglich zu erfassen und die Briefe wirklich zu verstehen. „Und das ist bei einem Text umso schwieriger, je privater und intimer der Text ist“, sagt Wyss. Weil sich darin neben historischen Fakten eben auch zahlreiche Anspielungen finden, die bloß dem Paar bekannt sind. Man denke nur an Lord Nelson, der, während er 1800 nach Sizilien segelte, seine Geliebte Lady Hamilton schreibend wissen ließ: „Ich kann weder essen noch schlafen, weil ich nur an dich denke, Liebste, ich mag nicht einmal mehr Pudding. Du weißt, warum.“

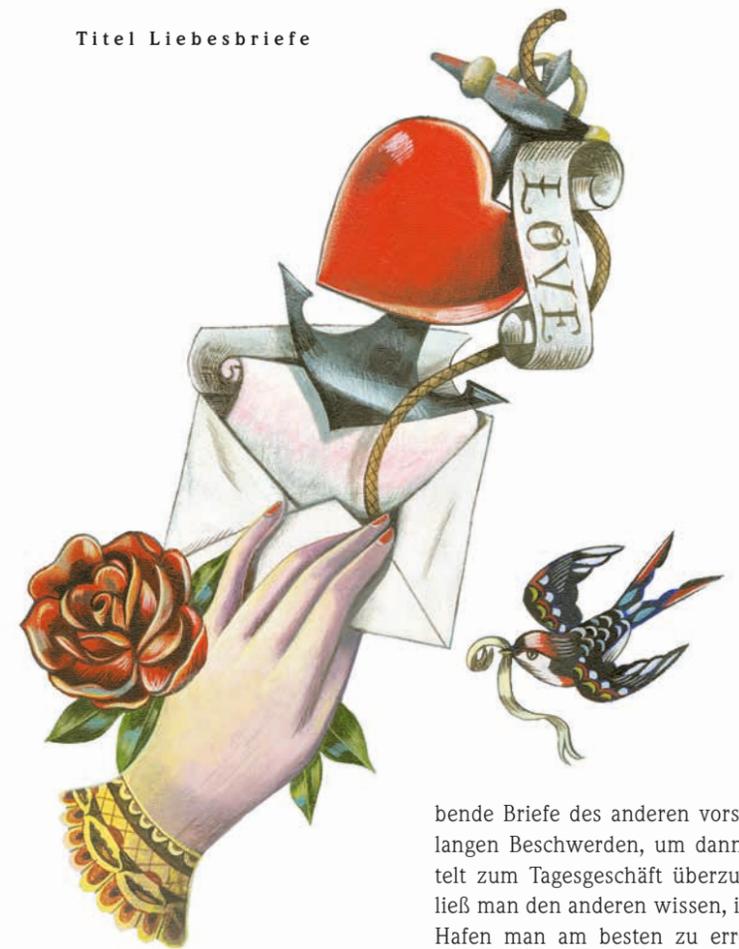
Und so schaut Eva Wyss weiter nach Sprachen und Konzepten der Liebe, nach Kosenamen und auch danach, ob ein Brief in der Zeit, in der er geschrieben wurde, eher angepasst oder avantgardistisch war. Sie fragt sich nach dem „kommunikativen Ziel“. Stammt der Brief aus einer innigen Unterhaltung? Oder ist er (auch) an eine Öffentlichkeit gerichtet? Hat der Schreiber oder die Schreiberin ein Interesse, sich auf diese oder jene Weise zu präsentieren?

Auch lässt sich fragen: Haben wir es mit Leidenschaft zu tun? Oder eher mit Selbstheroisierung? Welche Persönlichkeit kommt zum Ausdruck, die offizielle oder die private? Wie war der Moment, in dem der Brief geschrieben wurde – und wie jener, als der andere ihn las? Briefe können auch Zeitkapseln sein, eingefrorene Momente. Nicht immer lebte der oder die Liebste noch, als der Brief eintraf.

Auch Christina Beckers und Annika Raapke finden in den Briefen Dinge, die Laien wohl nicht auffallen würden. Als Historikerinnen an der Universität Oldenburg forschen sie an den „Prisenpapieren“, jenem Schatz aus Dokumenten aus der Zeit der Seekriege von 1600 bis 1817, die jahrhundertlang in den britischen Nationalarchiven eingelagert waren und erst seit einigen Jahren für die Forschung entdeckt werden. Darunter auch „eine ganze Menge“ Liebesbriefe oder zumindest solche, die Gefühle ausdrückten und auch die Distanz, die die Menschen trennte.

Dies geschah auf unterschiedlichste Weise. „Entfernungen“, sagt Annika Raapke, „wurden nicht nur räumlich, sondern oft auch zeitlich verhandelt.“ Da schreibt etwa jemand: „Ich bin drei Monate von dir entfernt“ oder „Du hast mich in sechs Wochen zurück“. Zum Teil, ergänzt Christina Beckers, reiche der so geteilte Zeitraum sogar bis ins Jenseits, wenn die Rede davon ist, dass man sich „in dieser Welt oder der nächsten“ wiedersehe.

Briefe sind immer ein Spiegel dessen, was Menschen ausmacht, was sie beschäftigt, was sie sich wünschen, was für Beziehungen sie führen. „Und die Menschen“, sagt Annika Raapke, „waren auch damals in der Lage, adressatengerecht komplett andere Erzählungen zu entwickeln.“ So fanden sie etwa zwei Briefe, die ein junger Arzt an ein und demselben Tag verfasste. Der eine ging an zwei unverheiratete Frauen, der andere an seinen Onkel. Den Frauen



schrieb er, wie fürchterlich es bei ihm sei und dass er nur nach Hause wolle. Dem Onkel schrieb er, es gehe ihm bestens, er habe sich in Übersee ein Leben aufgebaut.

Schreibt Lord Nelson an seine Lady Hamilton, dass er nie „an Land übernachte“, womit er ausdrückte, dass er nicht zu Prostituierten gehe, seien das „auch Dinge, von denen man wusste, dass man sie schreiben muss“, so Christina Beckers. Denn während die meisten Briefe Treueschwüre enthalten, fanden die Historikerinnen auch jene, in denen Seeleute sich untereinander schrieben, wo es „tolle Mädchen“ gibt.

Und noch etwas fiel Annika Raapke auf, die zu körperlichen Berührungen in Briefen geforscht hat: dass jene, die so weit voneinander entfernt sind, versuchen, sich ihre körperlichen Erfahrungen gegenseitig zugänglich zu machen. Da werden Empfindungen beschrieben und Berührungen durch Sprache ersetzt – und manchmal entzogen, wohl auch, um den anderen zu strafen. Eine Frau, die gerade das erste gemeinsame Kind geboren hatte, schrieb ihrem Mann: „Deine Eltern umarmen dich.“ Aber sie selbst tat es nicht.

Manchmal hörten Liebende auch auf zu schreiben. Oder reagierten auf ausblei-

bende Briefe des anderen vorsorglich mit langen Beschwerden, um dann unvermittelt zum Tagesgeschäft überzugehen. Oft ließ man den anderen wissen, in welchem Hafen man am besten zu erreichen sei. Wieder andere schickten die Briefe an den Absender zurück. Nicht zu schreiben galt als Höflichkeitsverstoß, der zu ahnden war oder dem Adressaten eine deutliche Botschaft übermittelte.

Wie bedeutsam Konventionen waren, erkennt man daran, dass im 18. Jahrhundert Briefratgeber populär wurden, die vermittelten, wie man Liebesbriefe auf eine Weise schrieb, dass sie natürlich klangen. Selbst dort also, wo einer seufzt und sehnt, wo es scheint, als habe er geschrieben, was das Herz ihm diktierte, wurde mitunter abgekupfert. Aber auch hier sollte man nicht zu schnell urteilen: Was als Ausdruck fehlender Hingabe erscheinen mag, zeugte von Wertschätzung und Respekt – davon, alles richtig machen zu wollen in der Liebe. Und es verrät auch, was man damals darunter verstand. So kann man in den Briefen, die übers Meer verschickt wurden, Schätze sehen, die sich immer wieder heben lassen. Mit neuem Wissen, vielleicht auch mit einem weiseren Herzen und noch mehr Verständnis für jenes *animal amans*, das wir alle sind. ☺

.....
Dass das Meer ein Raum der Trennung sein kann, hat Andrea Walter, Jahrgang 1975, auch erfahren, als sie die Reportage über den kalabrischen Friedhof für ertrunkene Flüchtlinge schrieb (mare No. 133).